



Quelle: Martikainen P, Korhonen K, Tarkkainen L. Heavy metal toxicity and mortality – association between density of heavy metal bands and cause specific hospital admissions and mortality: population based cohort study. *BMJ*. 2021;375:e067633

Metal-Bands identifiziert, die in diesem Zeitraum die Konzertsäle zum Kochen brachten. 90% konnten einer Gemeinde im Land zugeordnet werden. Die statistische Analyse ergab, dass eine moderate Dichte an Heavy-Metal-Bands (bis zu 5,7 pro 10.000 Einwohner) zu einer um 7–8% niedrigeren Mortalität führte als in Gemeinden ohne solche Musikgruppen. Dieser Vorteil blieb allerdings nicht signifikant, wenn man Faktoren wie Religiosität, Arbeitslosigkeit und persönliche Ausgaben für Kultur berücksichtigte.

Statistisch stabile Vorteile ergaben sich jedoch für Bewohner urbaner Gemeinden, in denen mehr als 8,2 Heavy-Metal-Bands je 10.000 Einwohnern einheizten. In diesen stark schwermetallhaltigen Städten lag die Mortalität auch nach den Adjustierungen unter dem Metal-freien Vergleichswert (Hazard Ratio [HR] 0,92; 95%-Konfidenzintervall 0,88–0,96). Interessanterweise war die Korrelation am deutlichsten bei alkoholbezogener Mortalität (HR 0,83; 0,75–

0,93). Auch das Risiko, wegen Alkoholmissbrauchs im Krankenhaus zu landen, war in den Heavy-Metal-Städten signifikant reduziert (Inzidenzraten-verhältnis 0,84; 0,74–0,97).

MMW-Kommentar

Die Ergebnisse sind sicherlich mit Vorsicht zu genießen. Der Besuch eines Metal-Konzerts ist in der Regel mit Ohrenfiepen, Stimmbandschäden und heftigen Nackenschmerzen vom Headbanging verbunden, auch Knochen und Zähne werden in der Mosh-pit gern in Mitleidenschaft gezogen. Ob das der Gesundheit auf Dauer so zuträglich ist, kann man bezweifeln.

Zum Alkohol pflegt die Metal-Szene ein sehr freundschaftliches Verhältnis. Finnische Bands wie Azazel oder Avenged Sevenfold standen schon sturzbesoffen auf der Bühne. Vielleicht tritt hier irgendwann die berühmte Abhärtung ein, was die niedrigere alkoholbezogene Morbidität erklären könnte. ■

Neurochirurgie ist kein Hexenwerk!

Die Hirnklempler sind nicht die Schlausten – Autor: P. Stiefelhagen

Wenn man im Englischen etwas als einfach bezeichnen will, sagt man gern „It’s not brain surgery!“ oder „It’s not rocket science!“ Aber wer hat tatsächlich mehr drauf – Hirnchirurgen oder Raketenwissenschaftler? Das wurde nun aufwendig untersucht.

In eine prospektive Vergleichsstudie wurden 600 Raumfahrtingenieure und 148 Neurochirurgen eingeschlossen. Sie wurden einem umfassenden Intelligenztest unterzogen, wobei neben der Kognition auch die Fähigkeit zur Problemlösung, Gedächtnis,

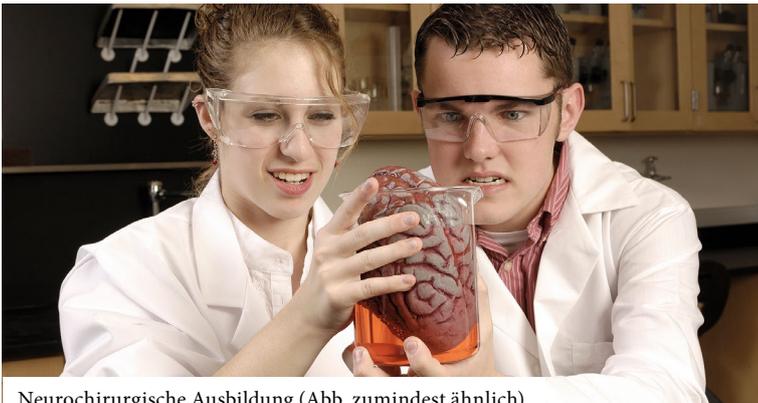
Schnelligkeit, Überzeugungskraft, Aufmerksamkeit und emotionale Intelligenz geprüft wurden.

Wenn keine schnelle Problemlösung gefragt war, schnitten die Neurochirurgen besser ab. Bei Überzeugungskraft und Aufmerksamkeit lagen die Raketenforscher vorn. Ansonsten waren die Leistungen durchaus vergleichbar. Im Vergleich zur Normalbevölkerung lösten Neurochirurgen schneller Probleme, riefen aber langsamer Erinnerungen ab.

MMW-Kommentar

Mit dieser Studie wird ein lange gepflegtes Dogma zu Grabe getragen, nämlich dass die Neurochirurgie die Krone der Medizin sei – wobei wir in Deutschland auch bisher schon mit der Vergabe dieses nobilitierenden Prädikats vorsichtiger waren. Die Frage bleibt offen, welche Disziplin dieser Ehre am ehesten gerecht werden könnte. Daten dazu wird es nicht geben, da jeder den Vergleich scheut. Um unnötigen, von Dünkel und Eitelkeit geprägten Streit unter den Arztgruppen zu vermeiden, sollte man hierzulande beim bewährten „Das ist keine Hexerei!“ (oder „... Zauberei!“) bleiben. Man könnte auch gleich einen berufsneutralen Vergleich wählen. Wie wär’s mit: „It’s a walk in the park“? ■

Quelle: Usher J, Hellyer P, Lee KS et al. “It’s not rocket science” and “It’s not brain surgery” – “It’s a walk in the park”: prospective comparative study. *BMJ*. 2021;375:e067883



Neurochirurgische Ausbildung (Abb. zumindest ähnlich).